

Die belletristische Literatur in den ersten Jahrgängen der Zeitschrift „Die Frau“

Xenia Boe

Die folgende Arbeit beschäftigt sich mit der belletristischen Literatur, die in den ersten Jahrgängen der von Helene Lange gegründeten Zeitschrift „Die Frau, Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit“ publiziert wurde. Die untersuchten Jahrgänge eins bis vier und sechs umfassen den Zeitraum von 1893 bis 1899. Stichprobenartig wurden einzelne belletristische Texte ausgewählt, die von Ehe, Mutterschaft, Erziehung, Bildung und Berufstätigkeit handeln und sich damit den zentralen Themenkomplexen der bürgerlichen Frauenbewegung widmen. Das Hauptinteresse der Untersuchung liegt bei der Positionierung dieser Texte innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung. Grundsätzliche Merkmale der belletristischen Literatur in der Zeitschrift „Die Frau“ werden außerdem benannt. Detaillierte Textanalysen veranschaulichen, welcher Methoden sich die belletristische Literatur bediente, um Positionen innerhalb der Frauenfrage zu beziehen und Einfluss auf ihre Rezipientinnen zu nehmen.

1. Gründungsgeschichte und Intention

Die Zeitschrift „Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit“, wurde im Jahr 1893 von Helene Lange gegründet. Helene Lange schreibt dazu in ihren „Lebenserinnerungen“:

Uns fehlte ein Organ, das in anderer Weise in den Dienst unserer Sache gestellt werden konnte als ein Vereinsblatt, das die Frauenbewegung mehr in ihrer kulturellen Bedeutung, in ihrer ganzen Breite und Tiefe vertrat. Die Schwierigkeit bestand aber darin, wie frühere Versuche gezeigt hatten, daß Blätter, die rein auf der Grundlage der Frauenbewegung standen, keinen genügenden Leserkreis hatten und sich buchhändlerisch daher nicht rentierten. [...] Es konnte sich daher zunächst nur darum handeln, auf einer Art von Familienblattgrundlage einen weiteren Leserkreis zu gewinnen; das war schließlich auch das beste Mittel, die vorsichtigen, gewissenhaften Väter und Mütter, die wir doch haben mußten, allmählich für unsere Gedanken und neuen Bildungsziele zu gewinnen.¹

„Die Frau“ sollte also einerseits zum Sprachrohr der Frauenbewegung werden und andererseits die breite Masse bürgerlicher Frauen für die Ziele der Frauenbewegung gewinnen und mobilisieren. Letzteres sollte eine „Familienblattgrundlage“ sicherstellen; diese sollte durch belletristische Texte und alltägliche Themen wie Haushaltsführung und Kindererziehung neben dem Hauptthema der Frauenemanzipation erzeugt werden. Diese Zielsetzung lässt sich anhand der Inhaltsverzeich-

¹ Helene Lange: Lebenserinnerungen. Berlin 1927, S. 214.

nisse der Jahrgangsausgaben von „Die Frau“ nachvollziehen, die in die folgenden Rubriken gegliedert sind:

- Abhandlungen
- Romane, Novellen und Skizzen
- Biographien und Charakteristiken
- Erwerbstätigkeit der Frau
- Gedichte, Aphorismen, von Frauen und über Frauen
- Frauenleben und -streben
- Frauenvereine
- Für Haus und Familie
- Bücherschau
- Kleine Mitteilungen
- Anzeigen

Die Bedeutsamkeit von belletristischer Literatur für diese „Familienblattgrundlage“ lässt sich auch an ihrem hohen Anteil an Heftseiten erkennen. Das Heft 3 aus dem 1. Jahrgang, das im Dezember 1893 erschien, besteht beispielsweise aus 71 Seiten. Es enthält drei Gedichte und drei belletristische Erzählungen, die insgesamt etwa 36 Seiten einnehmen. Die Zeitschrift bestand also zur Hälfte aus belletristischer Literatur, die jedoch nicht weniger Stellung in der Frauenfrage bezog, als es Aufsätze und Abhandlungen taten. Ihr großer Vorteil gegenüber Sachtexten bestand darin, die Leserin erst durch ihren Unterhaltungswert gewinnen zu können, um dann – mehr oder weniger subtil – Einfluss auf sie zu nehmen und ihre Meinung zu bilden.² Die erzieherische Intention war keineswegs Besonderheit einer Zeitschrift, die im Dienst der Frauenbewegung stand; vielmehr war „die moralische Erziehung der Frau“ bereits Ziel der unpolitischen „Frauenzimmer-Journale“ des 18. Jahrhunderts gewesen.³

² Ellen Herklotz schreibt: „Ein gewisser Unterhaltungswert der Literatur kann mit Sicherheit dazu dienen, das Interesse des Lesers zu wecken, dieses wiederum ist eine wichtige Voraussetzung, um Einfluß zu nehmen. Einflußnahme und Meinungsbildung geschehen [...] auch durch Literatur im engeren Sinne, d. h. durch Romane, Novellen, Kurzgeschichten, Glossen, Gedichte – eben durch Dichtung jeder Art.“ In: Ellen Herklotz: Literatur als Mittel der Bildung und Beeinflussung. Die Frauen-Beilage der Weser-Zeitung 1919–1923. Pfaffenweiler 1991, S. 16.

³ Vgl. Helga Brandes: Buch und Zeitschriftenmarkt, Frauenzimmer-Journale und Literaturkritik im 18. Jahrhundert. In: Roland Berbig, Martina Lauster, Rolf Parr (Hg.): Zeitdiskurse. Reflexionen zum 19. und 20. Jahrhundert als Festschrift für Wulf Wülfing. Heidelberg 2004, S. 301–317, hier S. 307.

Aufgrund ihrer eigenen publizistischen Unerfahrenheit tat sich Helene Lange zur Gründung der Zeitschrift „Die Frau“ mit einem erfahrenen Redakteur zusammen, musste jedoch bald feststellen, dass die Zusammenarbeit einen Kompromiss auf der inhaltlichen Linie zur Folge hatte. Das Bestreben, vorrangig die „geistigen Bedürfnisse der deutschen Familie“⁴ zu befriedigen und damit ein „breites Publikum“ zu gewinnen, entsprach nicht Langes Absicht. Ihre eigene Zielsetzung war vielmehr, sich „weniger [der] Vereinsarbeit [der Frauenbewegung] als ihren inneren Problemen und ihrem geistigen Gehalt“ zu widmen.⁵ Noch im Gründungsjahr ging sie daher dazu über, „Die Frau“ in alleiniger Regie herauszugeben. „Die Frau“ wurde am Anfang durch den publizierenden Verlag W. Morser Hofbuchhandlung und durch entgeltfrei schreibende Redakteure und Redakteurinnen unterstützt, konnte sich jedoch in späteren Jahren mittels der Erlöse durch Abonnements selber tragen. Dass es sich bei der Zeitschrift um ein ideologisches und nie um ein lukratives Unternehmen handelte, gibt Lange in ihren Lebenserinnerungen offen zu.⁶ Die Auflage bewegte sich unter 8000 Exemplaren, doch „Die Frau“ wurde über Landesgrenzen hinaus bekannt und konnte schließlich auch durch Spenden aus dem Ausland mitfinanziert werden.⁷ Zum offiziellen Organ des Bundes deutscher Frauenvereine wurde die Zeitschrift erst 1921 aufgrund von finanziellen Engpässen durch die Inflation, wobei diese Veränderung Helene Langes publizistischer Leitung keinen Abbruch tat.⁸

2. Die wichtigsten Autorinnen und Autoren

Während Helene Lange am Anfang mehrere männliche Redakteure beauftragte, ging sie im Laufe der Zeit dazu über, „Die Frau“ auf der alleinigen Basis von Frauenarbeit herauszugeben.⁹ Die wichtigsten Schriftstellerinnen und Schriftsteller in den Anfangsjahren waren für Prosa und Lyrik Emmi Lewald, Carl Busse, Maria Janitschek und Lou Andreas-Salomé; nur Prosa schrieben darüber hinaus Emma Si-

⁴ Lange, Lebenserinnerungen (wie Anm. 1), S. 215.

⁵ Ebd.

⁶ Vgl. ebd.

⁷ Vgl. Angelika Schaser (Hg.): Helene Lange und Gertrud Bäumer. Eine politische Lebensgemeinschaft. Köln 2000, S. 93.

⁸ Vgl. ebd., S. 95.

⁹ Vgl. Lange, Lebenserinnerungen (wie Anm. 1), S. 215.

mon, Frida von Bülow, Elisabeth Siewert und Jonas Lie, während Richard Zoosmann, Julius Lohmeyer, Ludwig Jacobowski und Frida Soyaux nur mit lyrischen Texten erschienen.¹⁰ Auffällig ist, dass fast alle Autorinnen und Autoren aus Berlin und somit aus dem näheren Umfeld von Helene Lange stammten; sicherlich eine Bestätigung ihrer Behauptung, in den Anfangsjahren vorwiegend befreundete Redakteurinnen für die eigene Zeitschrift engagiert zu haben.¹¹ Die meisten Artikel wurden als Auftragsarbeiten verfasst, sorgfältig von Lange geprüft und teilweise auch redigiert, während unaufgefordert eingeschickte Texte meist von vornherein zurückgewiesen wurden.¹² Die Annahme, dass diese Vorgehensweise auch auf belletristische Literatur zutrifft, ist begründet, da viele der abgedruckten Texte sich durch ihre stark meinungsbildende Intention auszeichnen, wie im späteren Verlauf dieser Arbeit noch ausführlicher beleuchtet werden wird.

Viele der Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die in der Zeitschrift publizierten, sind nicht über den zeitgenössischen Rahmen hinaus – wenn überhaupt – bekannt geworden. Die bekanntesten Autorinnen der ersten Jahrgänge sind neben Frieda von Bülow und Lou Andreas-Salomé Maria Janitschek, Ricarda Huch und Marie von Ebner-Eschenbach, wobei die beiden Letzteren nur sehr wenig in „Die Frau“ publizierten. Grund hierfür könnte sein,

daß die bedeutenden Dichterinnen, im 20. Jahrhundert etwa eine Ricarda Huch, sich der politischen Frauenbewegung in der Regel nicht anschlossen und daß die wichtigsten Vertreterinnen der Frauenbewegung sich nur ausnahmsweise in der schönen Literatur zu etablieren versuchten.¹³

Da im Gegenzug viele, die ganz im Sinne von und für „Die Frau“ schrieben, weniger bekannt waren und sind, folgen nun einige biographische Angaben zu den genannten Schriftstellerinnen und Schriftstellern.

Emmi Lewald, geb. Jansen, wurde 1866 in Oldenburg geboren und lebte in Berlin. Sie ist mit zehn Prosa- und Lyriktexten, die meist unter dem Pseudonym Emil Roland erschienen, die meistpublizierte Schriftstellerin in den ersten Jahrgängen der

¹⁰ Gezählt wurde die Anzahl an veröffentlichten Texten in den Jahrgängen 1–4 und 6; die genannten Schriftsteller/innen erschienen mit jeweils mehr als drei Texten in „Die Frau“. Schriftsteller/innen mit drei und weniger Publikationen werden hier aus Gründen der Übersichtlichkeit nicht erwähnt.

¹¹ Vgl. Lange, Lebenserinnerungen (wie Anm. 1), S. 215.

¹² Vgl. Schaser, Helene Lange (wie Anm. 7), S. 93.

¹³ Heidi Beutin: „Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt“. Hamburg 1990, S. 7.

Zeitschrift „Die Frau“. Lewald schrieb vor allem für das populäre Familienblatt „Gartenlaube“ und verfolgte entsprechend mit ihren Texten das primäre Ziel, die Leserin zu unterhalten.

Carl Busse lebte von 1872 bis 1918 und schrieb meist unter dem Pseudonym Fritz Döring. Er studierte Philologie in Berlin und Rostock, arbeitete als Journalist in Augsburg und Berlin und war Herausgeber des „Deutschen Wochenblatts“. Als freier Schriftsteller schrieb er vornehmlich bürgerlich-stimmungshaften Lyrik, thematisierte die Natur und war bemüht um eine klangliche Ästhetik. In den Anfangsjahren der Zeitschrift „Die Frau“ erschien er mit neun Texten.

Maria Janitschek, geb. Tölk, verbrachte ihr Leben (1859–1927) in Ungarn, Graz, Straßburg, Leipzig, Berlin und München. Sie war Journalistin und Schriftstellerin und beschäftigte sich vorwiegend mit den Themen der weiblichen Psyche, Adoleszenz, sozialen Prestigebestrebungen und Frauenemanzipation. „Die Frau“ druckte im untersuchten Zeitraum sieben Texte von Janitschek unter ihrem bürgerlichen Namen ab; ansonsten verwendete die Schriftstellerin jedoch auch das Pseudonym Marius Stein.

Die russischstämmige Schriftstellerin **Lou Andreas-Salomé** (1861–1937) wurde zwischen 1893 und 1899 fünf mal in der Zeitschrift „Die Frau“ mit Prosa und Lyrik veröffentlicht. Andreas-Salomé studierte Religionsgeschichte und Philosophie in Zürich und arbeitete in einer psychoanalytischen Heilpraxis in Göttingen. Ihr Werk ist geprägt von ihrer persönlichen Bekanntschaft mit Nietzsche, Rilke und Freud; ihre bevorzugten Themen sind Kunst und die Psychoanalyse.

Die Prosaschriftstellerin **Emma Simon** (1848–1934), geb. Couvely, lebte in Wetzlar und Berlin und wurde mit neun Beiträgen in der Zeitschrift „Die Frau“ veröffentlicht; die alle unter ihrem Pseudonym F. Vely erschienen. Simon war außerdem als Erzieherin, Journalistin und Bühnenschriftstellerin tätig und erhielt Ehrungen für eine historische Abhandlung. Als Korrespondentin des „Berliner Tageblatt“ un-

ternahm sie eine Weltreise und verarbeitete ihre Eindrücke in literarischen Texten.

Frieda von Bülow (1857–1908) wurde in den ersten Jahrgängen mit fünf Prosatexten in der Zeitschrift „Die Frau“ veröffentlicht. Ihre Erfahrungen in der deutschen Kolonie in Ostafrika schlugen sich in ihrem literarischen Werk nieder und liefern einen großen Beitrag zum populären Thema des Kolonialismus in der Zeitschrift „Die Frau“.

Die Berliner Schriftstellerin **Elisabeth Siewert** lebte von 1867 bis 1930 und beschäftigte sich bevorzugt mit Themen, die die zeitgenössische Lebenswirklichkeit humorvoll widerspiegelten. Vier ihrer Prosatexte wurden bis 1899 in der Zeitschrift „Die Frau“ publiziert.

Jonas Lie (1833–1908) war ein norwegischer Schriftsteller und Klassenkamerad von Henrik Ibsen. Er arbeitete als Obergerichtsdadvokat in Kongsviner, ging jedoch durch Spekulationen bankrott und arbeitete seitdem hauptberuflich als Verfasser von Novellen, Romanen und einigen Dramen. Lie verbrachte auch mehrere Jahre seines Lebens in Deutschland und Paris. Vier seiner Novellen erschienen in „Die Frau“.

Richard Zoozmann (1863–1934) ist mit 14 Gedichten in der Zeitschrift „Die Frau“ der meistpublizierte Lyriker der ersten Jahrgänge. Zoozmann lebte in Berlin und dem Schwarzwald. Er war erst Beamter, dann Redakteur, später freier Schriftsteller, Lyriker, Epiker, Dramatiker und Übersetzer. Zoozmann wurde als Herausgeber und Übersetzer bekannter als mit seinem eigenen dichterischen Schaffen. Er verwendete häufig Pseudonyme, u. a. Richard Hugo und Hugo Zürner.

Julius Lohmeyer lebte von 1834 bis 1903. Der Berliner Jugendschriftsteller erschien mit sieben Gedichten in der Zeitschrift „Die Frau“. Nach einem Pharmaziestudium war Lohmeyer zunächst als Apotheker tätig. Er veröffentlichte zahlreiche patriotische Gedichte in einer Berliner Satirezeitschrift, gründete die Zeitschrift

„Die deutsche Jugend“ und schrieb im Laufe seines Lebens über 20 Kinderbücher. Hauptanliegen seines Schaffens war die Vermittlung von Patriotismus und nationalem Kulturgut an die Jugend.

Ludwig Jacobowski (1868–1900) studierte Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte. Zusammen mit Richard Zoozmann gab er die Berliner Zeitschrift „Der Zeitgenosse“ heraus und schrieb selber über 100 journalistische Beiträge. In der Zeitschrift „Die Frau“ ist Jacobowski mit sechs Gedichten vertreten. Jacobowski betätigte sich aktiv im „Verein zur Abwehr des Antisemitismus“; entsprechend steht ein Großteil seines Werkes unter diesem Vorzeichen.

Frida Soyaux (1859–1944) war die Tochter des Dichterpaares Julius und Pauline Schanz und publizierte unter ihrem Geburtsnamen Frida Schanz. Sie war Lehrerin, Jugendschriftstellerin, Lyrikerin, Mitherausgeberin der Zeitschrift „Daheim“ und Herausgeberin eines Almanachs über die Erziehung junger Mädchen. In der Zeitschrift „Die Frau“ wurden zwischen 1893 und 1899 vier Gedichte veröffentlicht.

3. Das Thema Ehe

Dass das Thema der Ehe viel Raum in einer Frauenzeitschrift einnimmt, die sich um Nähe zur Lebenswirklichkeit der weiblichen Zielgruppe gegen Ende des 19. Jahrhunderts bemüht, ist sicherlich nicht verwunderlich. Das Gedicht „Eheglück“ von Julius Lohmeyer ist künstlerisch simpel. In seiner metrischen Gestaltung lehnt sich das jambische Gedicht mit durchgängigem Kreuzreim an die Volksliedstrophe an. Inhaltlich führen die ersten beiden Strophen anhand von rhetorischen Fragen durch einen Raum, der mittels positiv besetzter Licht- und Wärme-Adjektive verklärend in eine sakrale Sphäre gehoben wird, um in der dritten Strophe als „Eheglück“ in einem irdischen Haus entlarvt zu werden.

3. Jahrgang 1895/96, Heft 6, S. 346:

Eheglück

Was grüßt an Hauses Schwelle
So warm uns beim Empfang?
Was wandert sanft und helle
Mit uns durch Flur und Gang?

Was bricht aus jeder Pforte
Wie Paradiesesschein
Als lüden Engelsworte
Zu sel'ger Rast uns ein?

O Freund, kein Engel schreitet
Vor dir mit Strahlenblick
Solch' warmen Zauber breitet
Ein sonn'ges Eheglück.

Fragt man sich, weshalb ein solch idyllisierendes, unkritisches Gedicht Einzug in eine Zeitschrift finden konnte, dessen vorrangiges Ziel die Frauenemanzipation ist, so liegt die Antwort sicherlich in der Taktik begründet, die bürgerliche Mitte nicht durch radikale Positionen zu verschrecken, sondern statt dessen durch ein vorsichtiges Heranführen an neue Ideen neben dem gleichzeitigen Beharren auf alten Werten zu gewinnen.

Anhand der Novelle „Kuratel“¹⁴ von Emma Simon zeigt sich jedoch, dass auch kritischere Stimmen zur Ehe in der Zeitschrift zu Wort kamen. In dieser Novelle geht es um das Schicksal der Frau Pohl, die von ihrem Ehemann verlassen wird und sich daraufhin in einer finanziellen Notlage befindet. Der Verschwundene hat Schulden, wird steckbrieflich gesucht und hält sich angeblich auch eine Geliebte. Seine geistesranke Mutter lässt er bei seiner Ehefrau zurück. Auf den Rat der erfolgreichen, alleinstehenden Frau von Schrott hin eröffnet Frau Pohl eine Kleinkinderschule und kann sich so wieder ein kleines Vermögen erwirtschaften. Bald kehrt ihr Ehemann zurück, jedoch nur, um sich an ihrem Ersparten zu bereichern und dann wieder zu flüchten. Frau Pohl muss die Schule schließen, da sie über keine angemessene Ausbildung verfügt. Wieder sucht sie Rat bei Frau von Schrott, die ihr empfiehlt, als „Putzmacherin“ zu arbeiten. Auf diese Weise wird Frau Pohl sehr erfolgreich und stellt zwei Lehrlinge ein. Sie schlägt den Rat von Frau von Schrott, die Scheidung einzureichen, aus, da sie zunächst kein Geld für einen Anwalt hat und dann davon ausgeht, dass ihr Mann, der zwischenzeitlich im Gefängnis sitzt, ohnehin nicht zurückkehren wird. Dies stellt sich jedoch als Trugschluss

¹⁴ Die Frau 4 (1896/97), S. 270–284.

heraus, denn sobald ihr Ehemann eine hohe Erbschaft erhält, kehrt er zu ihr und in die Öffentlichkeit zurück. Frau Pohl nimmt ihn widerwillig bei sich auf, beendet ihre Tätigkeit als Putzmacherin und beginnt auf den Rat ihres Ehemannes hin, mit Aktien zu handeln. Dabei verspekuliert sie das gesamte Vermögen und lebt gemeinsam mit ihrem Mann in armen Verhältnissen zusammen. „Ein typischer Vorgang aus dem Frauenleben – so manche, die eigener Kraft vertrauen könnte, trägt Schande und Spott und demütigt sich“, befindet Frau von Schrott bedauernd. Frau Pohls Mann droht ihr derweil mit Schlägen, falls der Kaffee wieder so schlecht wie am Vortag sein sollte. Die Novelle endet mit einem Fluch, der aus dem Haus klingt. Frau Pohl wird gleich zu Anfang als negative, unsympathische Figur eingeführt; die Erzählerin beschreibt sie als „die Hagere“ und nennt sie nüchtern „die Pohl“. Ihr Leiden ist selbstverschuldet, so dass es keine Empathie, sondern Gleichgültigkeit bei den Rezipienten erzeugt. Identifikationsfigur der Novelle ist statt dessen (und trotz des vermeintlich sprechenden Namens) Frau von Schrott mit den „lebhaften grauen Augen“, obgleich sie selber nicht viel Raum einnimmt. Durch ihre Perspektive wird der Leserin drastisch vorgeführt, wozu übertriebene Nachsichtigkeit, die als typisch weiblicher Fehler benannt wird, führen kann. Erwerbstätigkeit wird als Lösungsweg aus der Abhängigkeit von einem schlechten Ehemann empfohlen. Darüber hinaus bezieht die Novelle Position zum Thema der Ehescheidung. Der Ehemann von Frau Pohl wird als negatives Extrembeispiel konstruiert, um die Möglichkeit der Scheidung in einem solchen Fall unumstritten als legitim und ratsam darzustellen; er verschuldet sich mit Ehebruch, Diebstahl und Betrug und erweist sich darüber hinaus als verantwortungslos, egoistisch und gewalttätig.

4. „Mutterschaft“

Die Zeitschrift „Die Frau“ enthält zahlreiche Gedichte zu Ehren der Mutter. Dass zu dem Thema der Mutterschaft deutlich weniger Prosatexte als Gedichte zu verzeichnen sind, spricht dafür, dass „Die Frau“ hier keinen Raum für kontroverse Diskussionen benötigt: Es geht ihr vorrangig um das simple Lob von mütterlichen Tugenden wie bedingungslose Liebe und Aufopferungsbereitschaft. Unter diesem Vorzeichen steht auch das Gedicht „An meine Mutter“ von Frida Soyaux.

1. Jahrgang 1893/94, Heft 3, S. 146:

An meine Mutter

Mich faßt es oft wie stille Seligkeit.
Durchs Weltgedränge schreit' ich ohne Zagen.
Ich weiß ein Herz, das immer froh bereit,
Mit mir vereint des Lebens Last zu tragen.

Wie weit in dunkler Barke stummer Schmerz
Hinaus mich trieb auf bodenlosem Meere
Ich weiß, du harrest mein, du treues Herz.
Du harrst geduldig, bis ich wiederkehre!

Wie tiefe Nacht mich schon von dir getrennt
Doch immer wachend hab' ich dich getroffen.
Ich weiß, das Lämpchen deiner Liebe brennt,
Und immer stehst du, mildes Herz, mir offen!

In drei vierzeiligen, jambisch gereimten Strophen wird die als feindlich dargestellte Lebenswelt konträr der Mutter des lyrischen Ichs gegenübergestellt, wobei die Mutter mit der Metonymie „Herz“ auf ihr liebendes Wesen reduziert wird. Das Gedicht arbeitet mit klischeehaften Tropen wie der Licht- und Dunkelheitsmetaphorik („dunkler Barke“, „tiefe Nacht“, „Lämpchen deiner Liebe“) und charakterisiert die Mutter als hilfsbereit, freundlich, geduldig, bedingungslos liebend und allzeit zugänglich.

Das vierstrophige Gedicht „Ein Frauenlos“ von Richard Zoozmann nimmt die Perspektive der Mutter selber ein und schildert ihre Lebensgeschichte als ein typisches weibliches Schicksal: Eine junge Frau liebt einen Mann, wird jedoch von ihm verlassen und zieht ihr gemeinsames Kind allein auf, bis es schließlich erwachsen in die Welt hinauszieht und die Mutter als alte Frau allein zurückbleibt.

1. Jahrgang 1893/94, Heft 6, S. 410:

Ein Frauenlos

Die ersten Rosenknospen sprangen,
Der Wald erschall in Luftgetön
Es war ein Suchen und Verlangen
Und ach! Die Welt war jung und schön.
In seinen Arm hat's mich getrieben,
Da lag ich selig, still und stumm
Ich gab mich hin – fragt ihr: warum?

Ich bin ein Weib – Weib sein heißt lieben!

Des Lenzes Blüte überdauert
Des Winters eis'gen Anhauch nicht
Was fragt er: ob die Seele trauert,
Wenn er ihr Glück vom Stengel bricht?
Und mit dem alten Lied vom Scheiden
Als Wiegenlied in mancher Nacht
Hab' ich sein Kind in Schlaf gebracht –
Ich bin ein Weib – Weib sein heißt leiden!

Sein Kind! O, eine Himmelsgabe,
War es mir Trost und Schmerz zugleich!
So schön war auch wohl schon als Knabe
Sein Vater einst – so wild, so weich.
Daß mir dies Pfand von ihm geblieben,
Das dankt' ich Gott auf meinen Knien,
In seinem Kinde hatt' ich ihn
Ich bin ein Weib – Weib sein heißt lieben!

Die Jahre flogen und betrogen
Mich um das kargste Mutterglück;
Bald war der Knab hinausgezogen,
Verführt von eines Auges Blick...
Der Herbst ist da – auf dürrer Heiden
Sitz ich allein, alt ward ich hier.
Was blieb von allem Glücke mir?
Ich bin ein Weib – Weib sein heißt leiden!

Das Gedicht ist rhetorisch überladen: Es verwendet hergebrachte Naturbilder und eine Jahreszeitenmetaphorik, die zum einen für das Entstehen und Vergehen der Liebe, zum anderen für das Lebensalter strapaziert wird; es enthält zahlreiche Ausrufe („Und ach!“ „Sein Kind! O, eine Himmelsgabe“) und rhetorische Fragen („Was blieb von all dem Glücke mir?“), Alliterationen („so wild, so weich“) und Assonanzen („flogen und betrogen“). Besonders penetrant wirkt der jeweils letzte Vers am Ende jeder Strophe: „Ich bin ein Weib – Weib sein heißt lieben/leiden!“ Somit wird das Schicksal des lyrischen Ichs als geschlechtsabhängige Vorbestimmung deklariert. Das Gedicht nimmt Bezug auf die tradierte Meinung, dass Lieben und Leiden immer gepaart auftreten, deutet sie jedoch als spezifisch weibliche Eigenart um. Das sexuelle „Hingeben“ an den Geliebten und die Kindererziehung sind selbstlose Liebesopfer. Männer treten in der Figur des Geliebten und des Sohnes als diejenigen auf, die Opfer einfordern, verschwinden und Leid verursachen. Die Mutter fordert jedoch keinen Dank ein und weist nie Schuld zu, sondern denkt voller Liebe an den Mann, der sie mit dem Kind sitzen lässt. Andere Frauen sind keine Helferinnen oder Verbündete, sondern Konkurrentinnen, etwa indem sie den Sohn

mit ihrer „Auge[n] Blick“ verführen. Das Gedicht gibt so relativ wertfrei eine nicht ungewöhnliche zeitgenössische Haltung vieler Frauen wider; es wäre vermutlich überinterpretiert, hieraus einen provokativ gemeinten Appell zur Handlungskorrektur herauszulesen. Statt dessen ist es im Interesse der Zeitschrift „Die Frau“, die Position der Mutter zu stärken und das Ehrenhafte ihrer Lebensaufgabe anzuerkennen. Indirekt, aber gezielt entkräftigt „Die Frau“ durch das wiederholte Lob der Mutterschaft den beliebten Vorwurf der Antifeministen, die Frauenemanzipation widerspräche der natürlichen Bestimmung der Frau und zerstöre ihren feminin-sanften Geschlechtscharakter.

5. Erziehung, Bildung und Berufstätigkeit

Söhne spielen bei dem Thema Erziehung in der Zeitschrift „Die Frau“ nur eine untergeordnete Rolle; meist geht es statt dessen um die Töchter und deren Zukunft, die durch richtige oder falsche Erziehungsmaßnahmen im Sinne der Frauenbewegung von den Eltern beeinflusst wird. Argumentiert wird vorwiegend mit praktischen Gründen für Schul- und Berufsbildung zum Zwecke finanzieller Unabhängigkeit. Doch auch die mentalen Gründe für Bildung werden herangeführt, wie etwa in der Erzählung „Sie muß tanzen“ von Katharina Zitelmann.¹⁵ Die 17-jährige Gerda von Hollunder hat ihre Schulbildung in einem Mädcheninternat beendet. Sie kehrt zurück in das Haus ihrer wohlhabenden Eltern und soll nun von ihrer Mutter in die adlige Gesellschaft eingeführt werden. Gerda vermisst das Leben im Mädcheninternat und interessiert sich nicht für Kleidung, Tanz oder Bälle. Ihre Mutter kleidet sie jedoch völlig neu ein, lässt sie Tanzstunden nehmen, bringt sie zu allerlei Bällen mit und veranstaltet auch Bälle im eigenen Haus; alles mit dem Ziel, ihr eines Tages eine standesgemäße Heirat zu ermöglichen. Gerda findet schließlich Gefallen an ihrem neuen Leben, während die Mutter derweil ihre Söhne vernachlässigt und sich nur noch für die Präsentation ihrer hübschen Tochter, auf die sie sehr stolz ist, interessiert. So endet die Novelle ohne Pointe, aber mit dem anklagenden Schluss:

Sie ist nur noch Ballmutter. Alle ihre sonstigen Eigenschaften sind von dem Krokodil der Eitelkeit aufgefressen, der Eitelkeit auf ihre Tochter. Und als der

¹⁵ Die Frau 6 (1898/99), S. 563–567.

dritte Winter zu Ende geht, ist von Gerdas natürlichem, unverdorbenem Wesen auch nicht eine Spur mehr übrig. Mama hat es fertig bekommen, sie zu einer anmaßenden, dummen kleinen Gans zu machen, einer leeren, oberflächlichen Seele ohne Geist und Streben, einer Gesellschaftspuppe, die von dem wirklichen Leben nichts weiß und stumpf und gleichgültig daran vorübergeht. Und doch meint Frau von Hollunder, ihre mütterlichen Pflichten gegen Gerda im vollkommensten Maße erfüllt zu haben.

Der Rezipientin bleibt wenig Spielraum für Interpretationen. Das suggerierte Urteil wird von der Erzählerin vorweggenommen und unverschleiert verbalisiert: Eine Erziehung, die nur auf das Ergattern des bestmöglichen Ehemannes ausgerichtet ist, führt bei Müttern und Töchtern zur geistigen und charakterlichen Verkümmern.

Finanzielle Gesichtspunkte spielen zwar hier keine Rolle, wohl aber in der Novelle „Seine Antipathie“ von Emma Merk.¹⁶ Sie schildert die Erfahrung eines Sinneswandels, der dem Direktor Klaus Bornhelm widerfährt. Er unternimmt eine Gebirgstour und lässt seine junge Ehefrau am Starnberger See zurück, da er der Meinung ist, Frauen sollten sich nicht sportlich betätigen, sondern ihre Schönheit pflegen:

Vor einer sogenannten selbstständigen Frau packt mich ein wahres Grauen, und die moderne Bestrebung, auch Mädchen zum Erwerb und zum Geldverdienen heranzuziehen, erscheint mir gerade so häßlich und widernatürlich, als wollte man Nachtigallen zum Signalpfeifen abrichten.

Ein alter Arzt widerspricht ihm, als er diese Meinung in einer Zusammenkunft mehrerer Männer äußert. Die übrigen Männer geben ihm jedoch Recht. Auf seiner Gebirgstour lernt der Direktor ein Geschwisterpaar, eine junge Frau und ihren Bruder, kennen. Die junge Frau erweist sich als unermüdliche Bergsteigerin, während der Direktor selber mit der Erschöpfung kämpft. Der Bruder der Frau erzählt dem Direktor abends im Zimmer, dass seine Schwester eine Buchhalterin sei. „Auch das noch! Eine Arbeiterin! Seine volle Antipathie!“ denkt Bornhelm. Der Bruder berichtet weiter, wie seine Schwester nach dem Tod ihrer gemeinsamen Eltern und dem Bankrott des Vormunds freiwillig Tag und Nacht gearbeitet und gelernt habe, um dem Bruder den weiteren Schulbesuch zu ermöglichen. Nach sechs Jahren Schulbildung habe er nun eine gute Anstellung erhalten und könne selbst für sich sorgen. Die Antipathie des Direktors gegen die junge Frau schlägt in

¹⁶ Die Frau 1 (1893/94), S. 323–326.

Respekt und Bewunderung um. In einem Gasthaus trifft er den alten Arzt wieder, der ihm rät, schnell zu seiner Frau zurückzukehren, da diese sich zuletzt in der Gesellschaft eines fremden jungen Mannes befunden habe. Der Direktor wird wütend, doch der alte Arzt besänftigt ihn, denn „wenn eine Frau, wie Sie ja behaupteten, absolut nichts anderes zu thun hat, als schön zu sein und zu gefallen, dann muß sie sich ja langweilen ohne alles Publikum.“ Der Direktor verabschiedet sich von dem jungen Mann und der jungen Frau, die er als „Prachtmädel“ bezeichnet, und reist eilig ab. Auf dem Heimweg spürt er, wie sich „in seinem Denken eine Umwälzung vollzogen hat“ und zweifelt daran, ob er seiner Frau gegenüber „immer den rechten Kurs eingeschlagen habe“. Er erkennt, dass Arbeit, Tapferkeit und Selbstständigkeit auch für Frauen sinnvoll sind: „Kraft ist die Parole des Lebens!“

Die Erzählung bedient sich eines beliebten rhetorischen Mittels, indem sie die gegnerische Perspektive einnimmt und typische Parolen der Gegner zitiert, um diese dann zu revidieren. Sie greift auch die Angst vieler Frauen auf, durch Arbeit und Sport als unweiblich wahrgenommen zu werden, und entkräftet diese, indem sie den Direktor die junge Buchhalterin sehr attraktiv finden lässt. Die männliche Vormachtstellung wird durch die Frauenbildung und -arbeit nicht untergraben, sondern untermauert, denn die junge Buchhalterin hat sich zu Gunsten der beruflichen Karriere des Bruders weitergebildet und gearbeitet. Damit wird die männliche Bildung und Berufstätigkeit als unumstrittene Priorität und die weibliche Bildung und Berufstätigkeit als sinnvolle Ergänzung zu dieser gewertet – eine gemäßigte Position, die typisch für die bürgerliche Frauenbewegung ist.

Ein Negativbeispiel für die Folgen mangelnder Frauenbildung wird durch die Erzählung „Ein Mädchen aus der guten alten Zeit“ von Emil Marriot gegeben.¹⁷ Das Mädchen Amalie wird in einem rückständigen kleinen Städtchen in Niederösterreich geboren, in dem die Ideen der Frauenemanzipation auf keinerlei Interesse stoßen, sondern lediglich in einem lokalen Artikel als zu bekämpfend dargestellt werden. Amalie interessiert sich nicht für die Frauenemanzipation. Ihre Lebensziele sind Ehe und Mutterschaft. Amalies Eltern haben jedoch nicht viel Geld für eine Mitgift, und außerdem ist Amalie nicht sehr hübsch, so dass sie trotz aller guten Tugenden schließlich zur „alten Jungfer“ wird. Sie ist verzweifelt, wird von allen nur bemitleidet und wird immer verbitterter. Schließlich bekommt die Familie

¹⁷ Die Frau 1 (1893/94), S. 141–146.

Besuch von einer verwitweten Tante aus Wien, die als Schneiderin arbeitet. Die Tante fordert sie auf, mit ihr nach Wien zu kommen und in ihrer Schneiderei als Lehrling anzufangen. Amalie lehnt ab, weil es ihr erscheint, als würde sie ihr Lebensziel – Ehe und Kinder – somit endgültig aufgeben. Erst, als sie 40 Jahre alt, ihr Vater gestorben und die finanzielle Not groß ist, fährt Amalie nach Wien und beginnt, bei der Tante als Schneiderin zu arbeiten. Sie fühlt sich jedoch bereits zu alt, um sich die neuen Fertigkeiten erfolgreich aneignen zu können, gewöhnt sich nicht an das neue Leben und wird nur noch aus Freundlichkeit geduldet. Ihr Schicksal bringt sie zu der Gedankenspielerlei, dass sie ihre eigenen Töchter anders erzogen hätte: „Mein Leben ist und bleibt verfehlt. Ja, wenn ich Töchter hätte. Die würde ich von kleinauf anders erziehen und sie frühzeitig zur Arbeit anhalten.“ Die Novelle schließt mit den Worten:

Ein Mädchen aus der guten alten Zeit: entweder Frau und Mutter oder eine verschämte und vergräunte alte Jungfer werden – einen dritten Weg gab es nicht. Aber Gottlob, die „gute alte Zeit“ ist im Begriff, schlafen zu gehen, und mit ihr werden auch die Amaliesen verschwinden, um, wie wir hoffen, keine Auferstehung zu feiern.

Die Erzählung spielt mit der weiblichen Angst, keinen Ehemann zu finden und schildert in ironischem, spöttischem Tonfall das Horrorszenarium einer Existenz als „alte Jungfer“. Die Fehler der elterlichen Erziehung erfährt die erwachsene Protagonistin am eigenen Leib. Sie zieht daraus zwar ihre Lehren, kann selber jedoch nicht mehr von diesen profitieren. Die Notwendigkeit, Mädchen an Berufstätigkeit heranzuführen und nicht nur auf die Möglichkeit der Heirat zu fixieren, wird sowohl finanziell als auch moralisch begründet. Trotzdem bleibt die Berufstätigkeit die zweite Wahl und stellt nur eine sinnvolle Alternative für den Fall dar, dass die Ehe- und Familiengründung nicht gelingt.

6. Weibliches Selbstbewusstsein

Eine weitere Dimension der Frauenbewegung ist das Ziel, ein neues, positives Frauenbild zu schaffen. Neue Ideale, die ins Feld geführt werden, sind Kraft, Pragmatismus, Lebensmut, Selbstvertrauen und Solidarität mit anderen Frauen. Alte weibliche Qualitäten wie Leidenschaft, Zähigkeit und Ausdauer sollen umge-

deutet und in einem neuen Kontext sinnvoll eingesetzt werden. Dies geschieht auch in der Erzählung „Dienstmädchen“ von Antonie Andrea.¹⁸ Paula, die älteste Tochter eines Pastors, kümmert sich nach dem Tod der Mutter um die jüngeren Geschwister und bewältigt den Haushalt alleine. Sie arbeitet so viel für die anderen, dass sie von ihnen den Spitznamen „Dienstmädchen“ erhält. Paulas Vater gelingt es zu ihrem eigenen Erstaunen, einen „Kandidaten“ zum Heiraten für sie zu finden. Paula ist nicht hübsch, aber ihre Tüchtigkeit scheint dem schüchternen und in sich gekehrten Verlobten, der sich kein Dienstmädchen leisten kann, sehr praktisch. Bald lernt dieser jedoch Paulas jüngere Schwester Elisabeth kennen, die sich zur Lehrerin ausbilden lässt; diese ist äußerst attraktiv, wortgewandt und selbstbewusst. Sie kokettiert mit dem Kandidaten, bis sich dieser schließlich in sie verliebt. Elisabeth gesteht Paula schuldbewusst, ihrem Verlobten absichtlich den Kopf verdreht zu haben. Paula verzeiht ihr, setzt dann jedoch feierlich zu einer Rede an, in der sie erklärt, sie könne nicht länger geistig verkommen und für die anderen schuften, sondern werde nun endlich an sich selber denken; sie werde den Kandidaten nicht heiraten, statt dessen jedoch fortgehen und sich eine Arbeit suchen; notfalls auch heimlich gegen den Willen des Vaters. Und so fährt Paula schließlich mit der Eisenbahn bildlich aus ihrem alten Leben:

Sie stand am Fenster, die Augen über ihn hinweg ins Weite gerichtet, wo die neue, fremde Welt sich aufthat; die Welt, wo jeder das Recht hat, Mensch zu sein, wo es Arbeit giebt für alle und ein Leben, das Gedanken und Gefühl erfordert; wo das Glück blüht, damit es gepflückt werde, und Leid und Freud im Überfluß für fleißige Hände und hungrige Herzen.

Die Erzählung stellt eine selbstbestimmte Lebensführung als Menschenrecht dar. Die Schwester Elisabeth tritt als moderne Frau auf, die sich nehmen kann, was sie will. Paula lernt aus dem Erfolg der Schwester, dass sich Unterwürfigkeit und Aufopferungsbereitschaft nicht lohnen und folgt ihrem Beispiel im positiven Sinne. Das progressive Gedankengut dieser Erzählung besteht in der Legitimierung der Emanzipation auch ohne pragmatische Gründe, ohne finanzielle Not und ohne Ermangelung der Heiratsperspektive. Auch der elterliche Wille ist keine unantastbare Instanz mehr; er darf umgangen werden, wenn die Eltern gegen das geistige und körperliche Wohl des erwachsen gewordenen Kindes handeln.

¹⁸ Die Frau 1 (1893/94), S. 360–365.

Sehr fortschrittlich ist auch die Novelle „Ohne Liebe“ von Frieda von Bülow¹⁹, die illustriert, wie alte Klischees, die das Verhältnis von Frauen und Männern zueinander regeln, an der charakterlichen Konstitution des Individuums scheitern können. Im Kreise von Gutsnachbarinnen kommt die Diskussion auf, ob es für eine Frau moralisch vertretbar sei, einen Mann zu heiraten, ohne ihn zu lieben. Die Protagonistin Helene vertritt eigentlich die Position, dass Liebe die Voraussetzung für eine Ehe sein sollte, gedenkt dann jedoch ihrer eigenen Biographie: Helene bewirtschaftet alleine das Familiengut Neunteichen, nachdem ihre Eltern und ihr Bruder gestorben sind. Sie braucht Zeit, um sich in die neuen Aufgaben einzufinden: „Es war nicht leicht, und mit Grauen wurde mir klar, in welchem unverantwortlichen Unkenntnis aller realen Lebensverhältnisse man uns Frauen aufwachsen lässt.“ Sie meistert die neuen Herausforderungen bald mit Bravour, ist jedoch einsam. Sie wünscht sich Mitleid, erhält von der Gesellschaft statt dessen jedoch „nur“ die Anerkennung ihrer Stärke. Bei der Pflege eines Kranken auf ihrem Gut lernt Helene den Arzt Gerlach kennen. Sie findet ihn zunächst sehr attraktiv, ist jedoch schnell enttäuscht von ihm, als sie seine menschlichen Schwächen und seine fachliche Fehlbarkeit aufdeckt. Helene wünscht sich sehnlich, dass Gerlach „Autorität als Mann“ ausübt, doch statt dessen blickt er zu ihr auf und bewundert sie.

An der Bitterkeit dieser kleinen Enttäuschungen erst merkte ich, wie sehr ich gehofft hatte, ihn bewundern und also auch lieben zu können. Nun ich die erträumte Überlegenheit durchaus nicht in ihm finden konnte, sah ich ein ganz heimlich knospendes Herzensverlangen im Keim vernichtet.

Bevor Gerlach zu einer Reise aufbricht, macht er Helene einen Heiratsantrag. Helene „zählte fünfunddreißig Jahre und war über schwerer, anstrengender Arbeit nicht jugendlich reizvoll geblieben. Was dieser Mann so leidenschaftlich liebte, war nicht Lieblichkeit und Schönheit, – es war mein wirkliches Ich!“ Helene nimmt seinen Antrag jedoch nicht an, da sie Gerlach nicht lieben kann: „Ein echtes Weib will nicht herrschen; ihr Sehnen und ihr Glück ist es, einen Stärkeren neben sich zu wissen.“ Während Gerlachs Abwesenheit gewinnt Helene wieder Vergnügen an dem gesellschaftlichen Leben und erhält einen Heiratsantrag von einem benachbarten Grafen, doch sie lehnt ab, da sie Gerlachs „traurige[...] Augen“ nicht vergesse-

¹⁹ Die Frau 3 (1895/96), S. 587–596

sen kann. Schließlich kommt sie zur Erkenntnis, dass sie in der „Pflicht des Stärkeren“ stehe, nicht Glück zu genießen, sondern „Glück zu schaffen“. Sie heiratet Gerlach.

Die Motive, aus welchen sich die Protagonistin zur Ehe entschließt, sind selbstlose Opferbereitschaft und Güte. Was aus heutiger Sicht skurril wirkt, kann als Fragment obsoleter weiblicher Tugenden innerhalb einer Novelle betrachtet werden, welche die traditionelle Geschlechterordnung auf den Kopf stellt. Die Protagonistin verkörpert den Typus der starken Frau. Helene ist nicht nur gut situiert, sondern auch intelligent, gebildet, pragmatisch und charakterstark. Sie wünscht sich keinen Mann aus praktischen Beweggründen, sondern aus romantischen, und Teil ihrer romantischen Vorstellung ist die Führer- und Beschützerrolle des Mannes. Dieses Empfinden bleibt jedoch ihr persönliches Problem, das sie unterdrücken muss. Die Novelle lässt offen, ob Helenes Wunschdenken einem naturgegebenen weiblichen Empfinden zugrunde liegt oder durch Erziehung und Umwelt ausgebildet wurde. Die vorgeschobene Frage nach der Eheschließung mit oder ohne Liebe ist zweitrangig; zentral ist dagegen die Feststellung, dass es weibliche Individuen gibt, die männlichen Individuen in mehreren Bereichen überlegen sind, und dass hergebrachte Geschlechterrollen nicht zum Verhängnis einzelner Personen werden dürfen, die nicht der tradierten Norm entsprechen.

Ein neues Thema beleuchtet auch die Novelle „Eine Harzreise“ von Maria Janitschek.²⁰ Die Ich-Erzählerin Lucia bringt ihre Gedanken und Sehnsüchte zu Papier und veröffentlicht sie als Buch. Ein unbekannter Leser beginnt bald darauf einen Briefwechsel mit ihr. Sie fühlen sich als Seelenverwandte; aus den Briefen werden bald Liebesbriefe. Lucia schreibt:

Weißt du, weshalb das Weib nach dem Manne blickt? Weil es beim Weibe nichts findet, woran es sich stützen könnte. [...] Weil ein Weib das andere beneidet, wenn dieses größer, verachtet, wenn es kleiner ist. [...] Ich aber will, daß du das Größte an mir verstehst, was keine Frau verstehen konnte, und daß dir das Kleine an mir fremd bleibt.

Der Brieffreund schlägt schließlich ein Treffen vor. Sie verabreden sich in einem kleinen Ort im Harz mit dem Plan, sich „in einem einsamen Gasthof einschneien“ zu

²⁰ Die Frau 3 (1895/96), S. 454–457.

lassen. Der Brieffreund stellt sich bei dem persönlichen Treffen jedoch zu Lucias Verwunderung als Frau namens Anna heraus, die Lucia verkündet: „Was heißt er, was sie? Ein Mensch steht vor dir, der den Menschen in dir liebt hat. [...] Du hast das Weib verachtet. Nun kommt es zu dir, um dich zu belehren. Glaubst du an das neue Weib?“ Und sie plädiert für eine neue weibliche Identität:

Als ob von zwei Extremen das eine schlechter sein müßte. Wir sind eben anders. Aber das als keine Schmach zu empfinden, sondern als Ansporn, unsere ganze Eigennatur frei und schön zu entwickeln mit all' dem Wunderbaren, das in ihr liegt, ist Aufgabe der neuen Frau.

Lucia gibt Anna Recht und schließt mit ihr Freundschaft. So unglaublich und naiv die Handlung der Novelle auch scheint, so klar ist ihr Appell zu mehr Solidarität gegenüber den Geschlechtsgenossinnen. Die Zweifel am Wert der eigenen weiblichen Identität sollen ebenso wie Misstrauen und Konkurrenzstreben gegenüber anderen Frauen überwunden werden.

7. Zusammenfassung

Erwartungsgemäß lässt sich feststellen, dass sich die moderaten Positionen der bürgerlichen Frauenbewegung, wie Helene Lange sie als Herausgeberin der Zeitschrift „Die Frau“ vertrat, in der publizierten belletristischen Literatur widerspiegeln. Die Texte divergieren allerdings stark in der Intensität ihrer Botschaft. Besonders die Gedichte, die sich mit Mutterschaft befassen, beleben traditionelle Werte und wirken damit möglichen Diffamierungen aus dem antifeministischen Lager vor. Die meisten Prosatexte in der Zeitschrift „Die Frau“ versuchen dagegen, progressives Gedankengut moderat zu verpacken und die Leserinnen mittels praktischer Argumente für die Ideen der Frauenbewegung zu gewinnen. Dabei gehen die Texte auch gezielt auf männliche Ängste vor Machtverlust und weibliche Ängste vor Attraktivitätsverlust ein, entkräften diese und schlagen versöhnliche Töne an. Es gibt jedoch auch einige wenige Texte, die relativ kämpferisch zur Emanzipation aufrufen. Ein moralisierender und belehrender Charakter und eine starke Wertung sind allen Texten zu eigen. Während sich die meist blumige, pathetische Sprache auf zeitgenössische Konventionen der Unterhaltungsliteratur zurückfüh-

ren lässt, stehen die exaltiert übermittelten moralischen Botschaften ebenso wie die überzeichneten Figuren und die extremen Höhen und Tiefen von erlebtem Glück oder Unglück, Erfolg oder Scheitern ganz im Dienst der bürgerlichen Frauenbewegung. Ihre Botschaften werden zwar wenig kunstvoll und literarisch eher ambitionlos, dafür aber unmissverständlich klar und leicht nachvollziehbar in den belletristischen Texten transportiert.

Literatur

Primärliteratur:

Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit. Jahrgänge 1–4 und 6. Berlin 1893–1899.

Lange, Helene: Lebenserinnerungen. Berlin: F.A. Herbig 1927.

Sekundärliteratur:

Beutin, Heidi: „Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt“. 5 Beiträge zum Verhältnis von Feminismus und Literatur anhand von Schriften Maries von Ebner-Eschenbach, Lily Brauns, Gertrud Bäumers, Christoph Martin Wielands und Jutta Heckers. Hamburg 1990, S. 7–9, 55–64.

Brandes, Helga: Buch und Zeitschriftenmarkt, Frauenzimmer-Journale und Literaturkritik im 18. Jahrhundert. In: Roland Berbig, Martina Lauster, Rolf Parr (Hg.): Zeitdiskurse. Reflexionen zum 19. und 20. Jahrhundert als Festschrift für Wulf Wülfing. Heidelberg 2004, S. 301–317.

Geiger, Ruth-Esther/Sigrid Weigel (Hg.): Sind das noch Damen? Vom gelehrten Frauenzimmer-Journal zum feministischen Journalismus. München 1981, S. 75–92, 119–125.

Geißler, Max (Hg.): Führer durch die deutsche Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts. Weimar 1913.

Herklotz, Ellen: Literatur als Mittel der Bildung und Beeinflussung. Die Frauen-Beilage der Weser-Zeitung 1919–1923. Pfaffenweiler 1991, S. 9–23.

Kosch, Wilhelm (Hg.): Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisches und bibliographisches Handbuch. Zweite, vollständig neubearbeitete und stark erweiterte Auflage. Bd. 3 u. 4. Bern 1958.

Schaser, Angelika (Hg.): Helene Lange und Gertrud Bäumer. Eine politische Lebensgemeinschaft. Köln 2000.